

und 1940 traten Soldaten in Reih und Glied an, um an diesem bedeutungsvollen Platz die Rache an den Siegermächten von 1918 zu fordern und das Opfer der neuen Helden des Zweiten Weltkriegs zu feiern.

Heute neigt sich die *Trauernde* zu mehr als 500 Namen aus zwei Kriegen, und seit dem Umbau von 1957 ist die heroische Inschrift über den Schrifttafeln gelöscht. Die Figur aber bewahrt die Erinnerung an eine Haltung, die mit zu den Ursachen der Zerstörung Europas gehört. Im Rückblick erscheint der Sieg des Eninger Kriegervereins über den Antimilitarismus und Antinationalismus in der Arbeiterbewegung wie ein symbolischer Vorgriff dieser Katastrophe.

Eine Reise im Herbst 1945

Ich berichte von einer Reise, die ungefähr fünf Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs unternommen wurde; einer Reise von Schwäbisch Gmünd nach Baden-Baden und zurück bis Oberkochen. Man kann das heute innerhalb eines Voroder Nachmittags abmachen. Damals hat die Reise drei und einen halben Tag gedauert.

Erster Tag. Morgens habe ich Gelegenheit, in einem Dienstwagen – einem der wenigen, die es in dem eben zusammengestückten Land Württemberg-Baden gab – von Gmünd nach Stuttgart zu fahren. Ich steige bei der Ruine des Hauptbahnhofs aus und stelle mich an der Straße auf, über die der Verkehr in Richtung Ludwigsburg rollt. Ein nicht zu großer Haufen Menschen wartet hier auf eine Fahrgelegenheit. Denn außer den Militärfahrzeugen der Amerikaner kommen hier zivile Lastwagen vorbei. Wenn sie Laderaum frei haben, halten sie, der Fahrer nennt seinen Zielort, und wer will, darf aufsteigen. Es wird auch kassiert, wenngleich die Reichsmark kaum mehr wert ist als das zerbrochene Reich. Das kommt in einer Stunde mehrmals vor und macht den Wartenden Hoffnung, daß auch sie drankommen. Und so darf auch ich schließlich auf die Pritsche eines Fahrzeugs klettern. Das große Los habe ich nicht gezogen, trotz des gemächlichen Tempos ist man bald an Ort und Stelle, in Groß-Sachsenheim. Neues Warten unter neuen Reisekameraden. Auch die nächste Fuhre kommt nur einige Dörfer

Ausgewählte Literatur

HELMUTH SEIBLE: Fritz von Graevenitz – Werden und Werk. Stuttgart 1939

CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER: Fritz von Graevenitz – Plastik, Malerei, Graphik. Stuttgart 1956, erweiterte Auflage Stuttgart 1980

WOLFGANG HESSE: Gesinnung bildhauerisch. In: Stuttgart im Dritten Reich. Die Machtergreifung. Von der republikanischen zur braunen Stadt. Projekt Zeitgeschichte, Stuttgart 1983 (Zur Gestalt «Mutter Erde»)

KATHRIN HOFFMANN-CURTJUS: Bildhauerei in Sonne und Wind – Apokalyptische Zeichen deutscher Tugenden 1933. In: Zeitschrift für Kunstpädagogik, 6/1982, S. 48–53 (Zu den Evangelisten-Symbolen an der Tübinger Stiftskirche)

WOLFGANG HESSE: Arbeitsmittel und Bedeutungsträger – Funktionen von Fotografie in einem Werk des Bildhauers Fritz von Graevenitz. In: Fotogeschichte, Heft 8, 3. Jg. 1983, S. 53–64. (Zu den Evangelisten-Symbolen an der Tübinger Stiftskirche.)

Peter Lahnstein

weiter. Am späten Nachmittag habe ich Glück und darf einen Lastwagen besteigen, der nach Pforzheim fährt.

Auf der Pritsche des wackligen Fahrzeugs stehen wir auf Tuchfühlung wie aufrecht verpackte Heringe. Vor mir ein Hagerer, Hochgewachsener, ein Offizier, dem die Flucht aus russischer Gefangenschaft geglückt ist. Wie wir bei sinkender Sonne in die Ruinen von Pforzheim einfahren – ein Trümmerfeld, eine Schädelstätte –, verfärbt sich sein Gesicht. In fünf Kriegsjahren, murmelt er, habe er so etwas nicht gesehen.

Es ist seine Heimatstadt. Irgendwo wird man abgeladen. Ich suche mir in diesem überdimensionalen Pompeji den Weg zum Bahnhof. In der Ruine finde ich, was ich suche, einen amtlichen Fahrplan, auf dem zu lesen steht, daß in der Frühe ein Zug nach Karlsruhe geht. So weit, so gut. Ich sehe mich in der zerstörten Halle um nach einem Winkel, der vor Wind und wirbelndem Staub einigermaßen geschützt ist, um dort die Nacht zu verbringen. Meine, den rechten Platz gefunden zu haben, und mache mir einstweilen draußen noch etwas Bewegung.

Wo alles aus den Fugen ist, können auch Wunder geschehen. Indem ich auf und ab gehe, spricht eine einfache ältere Frau mich an: ob ich kein Nachtquartier habe. Sie könne mir eines anbieten, der Sohn habe Nachtschicht, sein Bett sei frei. Durch eine Unterführung geleitet sie mich in einen unversehrten

Bezirk. Auf den Häusern sind Dächer, in den Fenstern Glasscheiben; kleine ordentliche Gärten. Sie bringt mich als Gast in ihre Familie, man sitzt unter der Lampe am Tisch. Gottlob bin ich imstande, solche Freundlichkeit zu erwidern. Ich besitze zwei Rollen mit Kaffeetabletten, polnische Heeresverpflegung von anno 39, im März 45 aus einem liegegebliebenen Bahntransport unter die Leute gekommen; von diesen zwei Kostbarkeiten, für Baden-Baden bestimmt, überreiche ich eine als Gastgeschenk. Im fremden Bett tief geschlafen, pünktlich geweckt, mit heißem Kaffee gelobt – rechtzeitig stehe ich zwischen den Mauern des Bahnhofs an einem richtigen Schalter und löse wie ein Bürger in Friedenszeit eine Fahrkarte.

Der zweite Tag hat also gut angefangen. Der Zug fährt pünktlich ab und kommt pünktlich an in der Ruine des Karlsruher Bahnhofs. Schon nach wenigen Stunden geht ein Zug nach Baden-Baden. Ich eile förmlich meinem Reiseziel zu. Aber vor uns liegt die Grenze zwischen der amerikanischen und der französischen Besatzungszone, und vom Übergang in den Befehlsbereich der französischen Armee weiß jeder Schlimmes zu berichten; die Stimmung im Zug, der sich Rastatt nähert, ist beklommen. Aber wir haben Glück. Außer einer unhöflichen Kontrolle von Gepäck und Papieren geschieht nichts. Der Zug rollt wieder. Auf den kleinen Bahnhöfen – manche unversehrt, manche durch Granatfeuer beschädigt – fallen mir die farbigen Emailschilder auf, Überbleibsel aus fernen Friedenszeiten, die zum Konsum von Strickwolle, Schuhwichse, Keksen einladen. Eine Tafel, worauf ein winterlich vermummtes Kind Brustkaramellen empfiehlt, ist diagonal von einer Maschinengewehrgarbe gezeichnet.

Nach Mittag bin ich in Baden-Baden und marschiere durch die unzerstörte Stadt zu meinem Reiseziel. Nach Erledigung meines Auftrags zurück zum Bahnhof. Die Wartezeit auf dem Bahnsteig ist ungemütlich durch die Anwesenheit französischer Kolonialsoldaten – Vietnam heißt ihr Land heute –, schlitzäugiger Burschen mit aufgepflanzten Bajonetten, die offenkundig Lust verspüren, die mürrisch und ängstlich herumstehenden Zivilisten mit diesen Dingen ein wenig zu kitzeln. Eilig besteigt man den Zug und ist soweit in Sicherheit, wenn auch der Übergang über die Militärgrenze noch bevorsteht. Es ereignet sich aber wieder nichts Besonderes, und in der Nacht hält der Zug in Karlsruhe. In der sparsam erleuchteten Stationsruine finde ich den Weg zum Luftschutzkeller, der nun als notdürftiges Quartier für über Nacht wartende Reisende dient. Es gibt sogar zweistöckige Bettgestelle. Eine

buntscheckige Gesellschaft atmet den staubigen Dunst und verdickt ihn, ungewaschen und übel ernährt, wie die meisten sind. Gierig verzehren einige, was sie an Eßbarem bei sich haben, kalte gekochte Kartoffeln mit oder ohne Salz oder ein Stück Brot; wer etwas besseres hat, hütet sich, es zu zeigen – etwa das Ergebnis eines Tauschgeschäfts auf einem Bauernhof. Müde sind die meisten, versuchen zu schlafen, und manche haben es zur Meisterschaft gebracht in diesem Fach. Andere sind aufgedreht, an jungen Weibern fehlt es ja nicht. Zwischen Dösen und Aufschrecken, in zunehmendem Mißbehagen vergeht die Nacht.

Der dritte Tag beginnt und wird erst in der frischen Morgenluft auf dem windigen Bahnsteig erträglich. Es gibt einen Zug, der in Richtung Stuttgart, jedoch nur bis Mühlacker fährt – ein groteskes Stück nachgeholt Kleinstaaterei. Zwar hatten die Amerikaner die von ihnen besetzten Teile Württembergs und Badens zu einem «Land» zusammengefügt. Aber der Zug von Karlsruhe durfte die badische Grenze nur bis zur nächsten Station überschreiten. Dann war es aus, und erst viele Stunden später durfte der Zug oder ein anderer Zug nach Stuttgart fahren. So stehe ich denn am Vormittag auf dem Bahnhof von Mühlacker und überlege, wie ich die Zeit bis zum Abend herumbringen soll. Nicht weit vom Bahnhof steht ein Gasthaus. Ich gehe hinüber und frage kühn nach einem Zimmer – und zu meiner Verblüffung finde ich mich in einen Hotelgast verwandelt. Ein eigenes Zimmer, ein Waschtisch, ein Bett – was will ich mehr!

Gewaschen und ausgeruht fahre ich am Abend nach Stuttgart. Der Bonatz-Bau gleicht bei Nacht einer riesenhaften Burgruine. In dem unzerstörten Katharinenstift hat das Rote Kreuz eine Art Durchgangslager eingerichtet. Es wimmelt von Uniformierten, Halbuniformierten und Zivilisten, aber in Ordnung und leidlicher Sauberkeit gehalten. Man weist mir ein Bett in einem der Klassenzimmer an, zwei Treppen hoch. Ordnung auch hier, doppelstöckige eiserne Bettgestelle mit passablen Strosäcken, Raum für etliche zwanzig Mann. Unter mir liegt ein Stabsarzt, der sich mit Gottes Hilfe am Ende seiner Odyssee sieht. Morgen wird er daheim sein. Die Nacht vergeht in scheinbarem Frieden. Geweckt werde ich vom Wutgeheul des Stabsarztes, der Stiefel und Hose vermißt; gestohlen.

So ungut beginnt der vierte Tag, von dem nichts weiter zu berichten ist. Es fährt ein Zug durchs Remstal und bis Aalen. Von dort zu Fuß bergauf und bergab durch herbstliche Buchenwälder nach Oberkochen. – *Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen*, sagt Matthias Claudius.